

Die Akademische Orchestervereinigung Göttingen

- Miterlebt und geliebt in vielen Jahren -

von Willi Rehkopf

Am 29. Februar 1912 lud die Akademische Orchestervereinigung; kurz AOV genannt, zu ihrem Werkkonzert mit lockendem Programm bei freiem Eintritt ein. Es wurden gespielt:

Mozart: Eine kleine Nachtmusik (für Orchester)

Beethoven: Streichquartett op. 18 Nr. 4

Haydn: 2. Londoner Sinfonie

Ich war ein begeisterter Zuhörer und trug mich nach dem Konzert als aktives Mitglied in eine der ausliegenden Listen ein. Aber welches Instrument sollte ich spielen? Als Obertertianer hatte man mir eine Geige geschenkt, auf der ich nach Herzenslust und ohne jede Anleitung herumfiedelte. Als Wandervogel ging ich fröhlich mit meiner Mandoline auf Fahrt und eignete mir allmählich die Griffe der Geige an, war aber trotz einiger Unterrichtsstunden so unberührt von den Geheimnissen der Bogentechnik und der Handhaltung, dass ich nicht damit rechnen konnte, als aktives Mitglied in die AOV aufgenommen zu werden, wenn ich etwas zur Probe hätte vorspielen müssen. Trotzdem – mit den geigenfreundlichen Kreuztonarten ging es einigermaßen. Als aber die Es-Dur Sinfonie von Mozart gespielt werden sollte, war ich froh, als der damalige Dirigent, Dr. Robert Staiger, fragte, ob jemand Lust hätte, Kontrabass zu spielen; der Bassgeiger mache sein Examen und könne nur bis zum Schluss des Semesters bleiben. Ich sagte freudig zu. Als Wandervogel hatte ich – es war an einem Elternabend – schon einmal Bass gespielt, so dass mir das Instrument nicht ganz fremd war. Jedenfalls war ich glücklich, dem Geigen entronnen zu sein.

Schon am Ende des laufenden Semesters konnte ich das ganze Programm mitspielen und war in der Folgezeit fast immer die einzige Stütze an dieser Stelle des Orchesters. Den damals vollzogenen Schritt habe ich niemals bereut. Der Fähigkeit, den Bass zu streichen, habe ich im Laufe meines Lebens viel, sehr viel zu verdanken gehabt.

Im Sommersemester 1913 wurde ich „leider“ – wie ich in meinem Tagebuch vermerkte – zum 2. Schriftwart gewählt und bekam die Aufgabe, bei allen Sitzungen Protokoll zu führen. Dadurch gelangten sowohl die Protokolle wie auch die Chronik der Vereinigung in meine Hände, und nun erfuhr ich ihre Vorgeschichte, die mir bis dahin unbekannt gewesen war. Und so beginnt die Chronik:

„Schon im Wintersemester 1905 hatte sich ein Kreis von Akademikern zusammengefunden, um leichtere Orchesterstücke klassischer und moderner Komponisten zu studieren. Als zu Beginn des Sommersemesters die Zahl derselben beträchtlich stieg, wurde der Wunsch laut, eine lose Vereinigung ohne korporativen Charakter zu gründen.“

So wurden am 22. Juni 1906 „Seiner Magnifizienz, dem Prorektor der Georgia Augusta, Herrn Professor Althaus“ die Statuten zur Genehmigung vorgelegt.

Zuerst musste die Dirigentenfrage gelöst werden. Die Wahl fiel auf Herrn Mundry, den Leiter des Städtischen Orchesters. Fehlende Bläser konnte er mitbringen, vielleicht sogar Noten, von denen wahrscheinlich noch nicht viele vorhanden waren. Bald sollte ein Konzert stattfinden, aber man fragte sich, ob genügend Spieler vorhanden seien; in der Chronik wurden nämlich nur 9 Violinen, 2 Bratschen, drei Celli, 2 Flöten und 2 Trompeten genannt. Am 19. Februar 1907 konnte das geplante Konzert stattfinden, ein zweites war erst im Wintersemester 1907/8 möglich.

„Das Sommersemester 1907 erfüllte nicht die von ihm erwarteten Hoffnungen, die Zahl der Spieler war auf 10 gesunken“. Erst im Winter gab es wieder 20 Aktive, und „am 13. Februar 1908 fand unser 2. Konzert statt, das außer der Serenade für Streichorchester von Volkmann zwei Solostücke (Violine und

Klavier) und Werke für großes Orchester brachte“. Und weiter: *„Der Besuch war zufriedenstellend, aber leider nicht so gut wie im Vorjahre. Wegen der Mindereinnahme von 50 Mark wird von den Mitgliedern eine Extraumlage auf 2 Mark festgesetzt“.* So im Protokollbuch.

„Im Sommer 1908 war kein Orchesterspiel möglich. Als Frucht der musikalischen Tätigkeit fand ein Kammermusikabend statt, der gerade in Akademischen Kreisen großen Anklang fand“. Und dann kam die böse Enttäuschung: *„Eine Generalversammlung eröffnete am 26. Oktober das Semester. Spieler, die im Sinne gehabt hätten, einzutreten, wies die Hörschaft nicht auf. Ein Cellist, auf den man Hoffnungen gesetzt hatte, zog sich wieder zurück, weil er fürchtete, den an ihn gestellten Anforderungen nicht gerecht werden zu können. Mit ihm schwand auch die Hoffnung auf ein Streichquartett dahin.“*

Fast könnte an dieser Stelle des Semesterberichts 1907 stehen: Nachdem der Vorsitzende sein „Behüt Dich Gott ...“ geblasen hatte, fuhren die Mitglieder in die Ferien. (Diesmal für lange Zeit, bis zum Wintersemester 1911/12)

(Victor v. Scheffel: Der Trompeter von Säckingen „Behüt dich Gott, es wär zu schön gewesen, behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein“).

Eine „AOV“ muss es schon früher gegeben haben, denn unser Protokollbuch beginnt mit einer „Vorstandssitzung vom 14. Dezember 1904“, an der aktive und passive Mitglieder sowie Kapellmeister Mundry teilgenommen hatten. Hier ist von der Notwendigkeit die Rede, für die Noten und die Vereinsbratsche einen Schrank zu beschaffen, ferner wird das Schwatzen während der Probe heftig getadelt.

War das nun ein völlig verfehltes Unternehmen gewesen? Durchaus nicht, denn auf der damals gelegten, sehr soliden Grundlage war ein späterer Ausbau möglich. Der Verein war eine lose „Vereinigung ohne korporativen Charakter“, unterschied sich aber grundsätzlich von den „Verbindungen“. Nur die aktiven Mitglieder waren zur Teilnahme an den musikalischen Betätigungen verpflichtet. So war es durchaus möglich, dass auch Studenten aus Korporationen Mitglieder wurden. Die Universität hatte auch genehmigt, dass die AOV nicht nur auf Studenten als Mitglieder beschränkt blieb, sondern auch Akademiker, ja sogar Nichtakademiker aufnehmen konnte. Lange wurde in einer Generalversammlung darüber diskutiert, ob auch Dozenten und Professoren angenommen werden dürften. Zum Glück wurde diese Frage mit „Ja“ beantwortet.

Um die Schwierigkeiten der jungen AOV voll zu verstehen, muss man sich in den Beginn des Jahrhunderts zurückversetzen. Soeben war auf dem Rathausplatz von einer dichtgedrängten Menge das Jahr 1900 begrüßt worden. Göttingen war damals ein kleines Landstädtchen, in dem es noch zwei richtige Bauernhöfe gab. Ihre Fahrzeuge polterten rumpelnd über die kopfsteingepflasterten Straßen. Andererseits war es schon die Zeit der ersten Autos, die mit derartigem „Fauchen“ über die Weender „jagten“ (Tempo 20), dass die Pferdekutscher vom Bock springen mussten, um ihre Tiere im Zaum festzuhalten, damit sie ihnen nicht durchgingen. Dass Göttingen aber auch eine Universität hatte, erkannte man an den buntbemützten Studenten und – wenn eine Verbindung ihr Stiftungsfest hatte – an den fahnengeschmückten Häusern. In jener Zeit – es war das Jahr 1907 – bekam der 2000. Student eine goldene Uhr!

An der Universität Göttingen gab es damals weder einen Akademischen Musikdirektor noch einen Professor für Musikgeschichte, daher auch kein Collegium musicum. Die Verhältnisse zu Anfang des Jahrhunderts sind mit den heutigen nicht zu vergleichen. Heute ist mehr als das Zehnfache an Studenten vorhanden, wobei auf Musik und Musizieren bezogen es kaum auffällt, dass man mit einer viel größeren Zahl an Bläsern rechnen kann als früher, ja dass auch vordem seltener anzutreffende Instrumente wie Oboe, Klarinette und Fagott, ja sogar alle Blechinstrumente vertreten sind.

Als studentische Vereinigung war die AOV zunächst finanziell ganz allein auf sich gestellt. Der bescheidene Mitgliedsbeitrag von 3 Mark für das Semester, den auch die passiven Mitglieder

bezahlt, musste für Noten, Probenlokal, Schriftverkehr usw. bezahlt werden. So ist es verständlich, dass der Kassenwart ein besonders schweres Amt innehatte und sich freute, wenn Gönner der AOV eine Spende überwiesen, oder bei einem Konzert mit freiem Eintritt die Gaben reichlich flossen. Nach dem ersten Weltkrieg nahm sich der Universitätsbund unserer Vereinigung besonders an, dessen Leiter, Geheimrat Brandi, stets eine väterlicher Freund der AOV gewesen ist.

Anfang des Jahrhunderts gab es in den Schulen noch kein Fach „Musik“. An den höheren Schulen waren lediglich in der Unterstufe (Sexta und Quinta) je 2 Stunden „Singen“ vorgesehen, ein Unterricht, der von keinem Fachlehrer gegeben wurde, sondern meist in den Händen eines Lehrers lag, der nebenbei im Seminar auch etwas Musik getrieben hatte. Erst durch die Schulreform in der Mitte der zwanziger Jahre wurden die Fächer „Singen“ und „Zeichnen“ zu „Musik“ und „Kunsterziehung“ aufgewertet und erlangten ein gewisses Gewicht bei der Beurteilung der Schüler. Durch diese Reform war plötzlich ein Mangel an Musiklehrern entstanden. So kam es, dass ich als Neusprachler mit dem ausdrücklichen Auftrag angestellt wurde, auch den Musikunterricht nach den neuen Richtlinien zu übernehmen.

Es war ein Glücksfall, wenn für den Dirigenten keine besonderen Ausgaben nötig waren. Ein seiner Leistung entsprechendes Honorar zu zahlen war unmöglich, aber es mussten doch wenigstens seine Unkosten ersetzt werden, wenn er nicht ortsansässig war. So kam es, dass wir im Wintersemester 1927/28 vier Konzerte in Göttingen und vier auswärtige geben mussten, um Fritz Lehmann die Kosten seiner Reisen von Essen nach Göttingen und zurück zu ersetzen.

Die erste „große Zeit“ ereignet sich vor dem ersten Weltkrieg; sie hatte sich bei jenem Werbekonzert am 29. Februar 1912 angekündigt, bei dem ich mich in die Mitgliederliste eintrug. Dieser Aufschwung ist eng verbunden mit dem Namen des Dirigenten Robert Staiger, der sich mit seiner ganzen Persönlichkeit und seinem ganzen Können für das Orchester einsetzte. Liebevoll, aber andererseits streng auf Disziplin achtend, führte er uns zu immer größeren Leistungen. Die Anzahl der Spieler wuchs, wenn auch Bläser noch immer in geringer Zahl vorhanden waren. So geschah es, dass Werke für größeres Orchester immer mehr zurücktraten, während die Barockmusik, in der viele Werke für Streichorchester auftreten, bei uns immer mehr Raum gewann. Dadurch griff die AOV unmittelbar in eine musikalische Bewegung hinein, die sich in jener Zeit durchzusetzen begann: die sogenannte „Jugendmusik“. In vielen Bibliotheken lag damals noch ein reiches, aber ungenütztes Material, das aufgestöbert und durch einige Verlage gedruckt und den Orchestern wie dem unsrigen zur Verfügung gestellt wurde. Händel und Bach nahmen einen immer größeren Raum in den Programmen ein, aber dann tauchten auch die Nachfolger und Vorläufer dieser Herren auf und beanspruchten ihren Platz: Bachs Söhne, Händels Rivale Telemann, die Frühklassiker, Heinrich Schütz und andere Komponisten vom Braunschweiger Hof usw. Ihre Werke waren den Orchestern und Chören hochwillkommen. Andererseits freuten sich die Bearbeiter dieser der Vergessenheit entrissenen Werke, wenn sich Menschen fanden, die ihre Bearbeitungen aufführten. Bei dieser Gelegenheit entwickelte sich eine fruchtbare Zusammenarbeit der AOV mit dem Wolfenbütteler Organisten Ferdinand Saffe, der viele Schätze aus der dortigen berühmten Bibliothek gehoben und veröffentlicht hat. Zum Teil haben wir diese Kompositionen hier aufgeführt, später auch in Wolfenbüttel, wo wir sie vor einem sehr begeisterten und dankbaren Publikum wiederholten. Wenn diese Musik auch nicht an die Größe der Werke von Bach und Händel heranreicht, so hat sie doch einen hohen Bildungswert und war auch für Orchester spielbar, denen zu schwere Kost nicht zugemutet werden konnte. Die erzieherische Wirkung der „Jugendmusik“ kann man kaum hoch genug einschätzen.

Erwähnt wurde schon, dass die neuerliche Bewegung der Streichmusik nicht zur Einseitigkeit führen durfte, damit auch Bläser, die gern bei uns eintreten wollten, beschäftigt würden und nicht ihre Bewerbung zurückzogen. So kam es, dass diese Neankömmlinge das Programm kräftig mitbestimmten. Es war selten, dass das Können dieser Bläser für ein Solokonzert ausreichte, so dass bei Werken mit größerer Besetzung die fehlenden Bläser durch Berufsmusiker ersetzt werden mussten. Meist konnten aber nur die Gelder für eine Probe und die Aufführung aufgebracht werden,

so dass zu Anfang nur mit einem unvollständigen Klangkörper gearbeitet wurde, eine vollständige Verschmelzung aber selten erreicht wurde.

Während unter der Mundry'schen Leitung der Ersatz aus Spielern des Städtischen Orchesters bestand, nahm sie Robert Staiger – ich weiß nicht aus welchem Grunde – von der Militärkapelle. Es entstand teilweise ein so freundschaftliches Verhältnis mit den Militärmusikern, dass diese sogar ohne Entgelt bei Kammermusikwerken mitspielten und so die Aufführungen von Beethovens Septett und Schuberts Oktett ermöglichten. Robert Staiger gab nicht nur die Anregung zur Bildung von Kammermusikgruppen, sondern nahm auch an ihren Proben teil, ja er war sogar weitgehend zur Mitwirkung bereit. Auch lag ihm viel daran, seinen Spielern die moderne Musik näher zu bringen. So wurde von ihm im Februar 1914 ein Streichquartett des damals modernen Max Reger in einem offenen Abend analysiert, erläutert und schließlich als Ganzes vorgespielt. Die Begeisterung war bei Spielern und Zuhörern so groß, dass ein Huldigungstelegramm an Reger abgesandt wurde. Am Tag darauf kam dieser mit seiner Meininger Hofkapelle nach Göttingen und gab ein Konzert, von dem mir nur noch seine „Böcklin-Suite“ in Erinnerung geblieben ist. Da hatten wir die Freude, einige unserer Mitspieler zu ihm in die „Krone“ entsenden zu dürfen. So wie er bei dem Konzert mit seiner fülligen Gestalt fast unbeweglich vor dem Dirigentenpult gesessen hatte, beim Dirigieren nur knappe Winke gebend, so saß er uns gegenüber, vor sich drei Halblitergläser Bier, das erste halb leer, und erzählte Witze aus seinem schier unerschöpflichen Schatz loser Geschichten. Er schien sich mitten unter uns Studenten besonders wohl zu fühlen und war bei dem, was er sagte, durchaus nicht prüde. Recht heiter sprach er auch vom Meininger Hof, und wie er dort die Damen gern schockierte. Aber dann wurde er plötzlich ernst und erzählte von dem freundschaftlichen Verhältnis zu seinem Herzog. Der ab und zu eilende Kellner brachte seinem Auftrag gemäß jedes Mal ein neues Glas herein. Erschien er in der Tür, leerte der Meister das halbvolle ganz, das andere noch volle halb. Ob wir Studenten ihn zu solchem Handeln anspornten? Jedenfalls schritt auf einmal sein Begleiter ein, den Meister vor dem Allzuviel zu warnen. „Bedenken, Herr Generalmusikdirektor, was Sie der deutschen Musik noch schuldig sind“, worauf Reger sehr böse wurde. Die Spannung löste sich erst, als einer aus unserer Mitte seine Stimme erhob: „Erzählen Sie doch bitte noch einen Kalauer, Herr Generalmusikdirektor.“ Ich war tief erschüttert, als ich im Felde während der Russlandoffensive des Jahres 1916 im Göttinger Tageblatt las, dass Max Reger gestorben war. Meine Begegnung mit ihm ist mir unvergesslich geblieben.

Nach dem glückhaften Neubeginn der AOV und dem ständigen Wachsen ihrer Leistungsfähigkeit bot das Sommersemester 1914 ein reiches Programm. Es folgte ein Konzert dem anderen. Damals haben wir unsere Kräfte überspannt, und so steht denn auch im Protokollbuch am 23. Juni zu lesen:

„Es soll der Mitgliederversammlung unterbreitet werden, im Winter nur einen Kammermusikabend, eine Adventsmusik und das Schlusskonzert zu veranstalten“.

Aber auch dieses sehr eingeschränkte Programm kam nicht zur Aufführung: Am 28. Juni wurde der österreichische Thronfolger in Serbien ermordet, am 23. Juli folgte das Ultimatum an Serbien. Ich hatte gerade so viel Geschmack an der Kammermusik gefunden, dass ich neben meinen wenigen Stücken mit Bass – das Forellenquintett von Schubert war natürlich das schönste – auch gern am Klavier musizieren wollte. Ich hatte zwei Trios von Beethoven mit verbissenem Eifer so lange geübt, bis ich glaubte, die beiden Spieler für Geige und Cello einladen zu dürfen. Durch ein gutes Abendessen machte ich die Einladung noch schmackhafter. Zu meiner Verwunderung ging es sogar recht gut, und wir waren in Begeisterung geraten, als am Fenster ein AOV-Mitglied erschien und rief: „Was, Ihr spielt noch? Die ganze Stadt ist in Aufregung: Österreich hat ein Ultimatum an Serbien gestellt!“ Wir aber ließen uns nicht stören und spielten weiter, als ob es uns nicht berührte. War es eine innere Auflehnung gegen den Gedanken eines Krieges? Wahrscheinlich; meine beiden Mitspieler v Hanstein und Ahrens sind aus dem Kriege nicht heimgekehrt.

Nach unserem Konzert am 29. Juli machten wir noch einen Ausflug, der mit einem Zusammensein auf dem Rohns endete. Äußerlich waren wir fröhlich, musizierten und tanzten, aber innerlich? – Wir

versuchten wegzuschieben, was drohend vor uns lag und am nächsten Tage Gewissheit wurde. Es gab Krieg. Bei der letzten Mitgliederversammlung – wir waren nur noch 15 Teilnehmer – trat plötzlich Robert Staiger ein, um sich zu verabschieden. Durch eine Kriegstraung war er gerade mit der Tochter Elisabeth des Mathematikers Felix Klein verbunden worden. Sie sollten einander nicht wiedersehen; schon am 23. August fiel er bei den Kämpfen in Belgien. Weitere fünf der damals Anwesenden sind im Laufe des Krieges gefallen.

23. Juli	1914	Ultimatum
28. Juli	1914	Kriegserklärung Österreichs an Serbien.
28. Juni	1914	Ermordung des österreichischen Thronfolgers
29. Juli	1914	Konzert der AOV
30. Juli	1914	Ausflug der AOV mit Schluss auf dem Rohns
31. Juli	1914	Mitgliederversammlung im Café Rapke
1. August	1914	Kriegserklärung Deutschlands an Russland
3. August	1914	Einmarsch in Belgien
23. August	1914	Unser Dirigent Robert Staiger in Belgien gefallen

Der so plötzliche Ausbruch des Krieges spiegelt sich auch in unseren Akten wieder. Weder wurde das Programm des letzten Konzertes verzeichnet noch findet sich ein Hinweis in der Chronik oder in dem Protokollbuch. Eine „Ferienvertretung“, die sich der Dinge der AOV anzunehmen bereit war, nennt Nina Runge (später mit dem Mathematiker Courant verheiratet). Auch mein Tagebuch schweigt sich aus.

Jetzt fühlte sich jeder aufgerufen, das Vaterland zu verteidigen, alles andere war unwesentlich geworden. Die Studenten meldeten sich als Freiwillige scharenweise. Da aber die Einkleidung der Reservisten alle Kräfte der „Kammer“ in Anspruch nahm, exerzierten die ersten Formationen auf dem Kasernenhof noch in Zivil, wobei ganze Gruppen als Angehörige einer einzigen Verbindung zu erkennen waren an den bunten Mützen, die sie trugen. Auch ich glaubte, mich der vaterländischen Pflicht nicht entziehen zu können und meldete mich am 1. August als Kriegsfreiwilliger, indem ich meine Doktorarbeit, deren Thema beim „Dies Academicus“ als Preisarbeit gestellt worden war, im Stich ließ. An eine längere Dauer des Krieges glaubte damals kaum einer. Dass während des Krieges jegliche Tätigkeit der AOV ruhte, war selbstverständlich. Die AOV wird in den Akten erst wieder im März 1919 erwähnt, als sich eine Anzahl ehemaliger Mitglieder im Café Vaterland zusammenfand, darunter Prof. Dr. Ebbecke, Nina Runge, Wolfgang Stechow und Walter Pfeiffer, eine Reihe bewährter, ja hervorragender Musikanten.

Ich muss hier gestehen, dass ich auch während des Krieges meinen musikalischen Fähigkeiten sehr viel zu verdanken hatte, nicht nur meinem Bassspiel, sondern auch meinen Lautenliedern. Eine Gitarre hatte ich sogar an der Front in Russland bei mir. Als ich bei den Schlusskämpfen in der Gegend von Tarnopol durch einen Schuss in die rechte Hüfte verwundet wurde (1917), schickte man mich kaum geheilt und nicht mehr für die Front verwendungsfähig nach Mazedonien nahe der griechischen Grenze. Ich kam zu einer Landsturmkompanie, die zusammen mit dem Oberkommando jenes Frontabschnitts in Prilep lag. Hier sollte mein Bassspiel einen unerwarteten (nicht angerechneten) Urlaub bringen: Für eine geplante „Hochschulwoche“ war die Kapelle eines ostpreußischen Regiments nach Prilep kommandiert worden. Ich bot mich als Bassspieler an und war auch, da natürlich kein Instrument zur Verfügung stand, „gern“ bereit, einen Bass zu besorgen. Es gelang mir, den Oberpfarrer, dem die Organisation der Hochschulwoche anvertraut war, zu überzeugen, dass ich das fehlende Instrument am besten bei Herrn Groh in Göttingen kaufen könnte. Tatsächlich überreichte er mir bald Fahrschein und Geld. So fuhr ich fröhlich auf „Dienstfahrt“ nach Göttingen und erwarb meinen Bass, konnte aber nicht gleich zurückfahren, da gerade eine zweiwöchige Urlaubssperre verhängt worden war, bei der keine Urlauberzüge fahren. So „musste“ ich 14 Tage in Göttingen verbringen, bis ich mich wieder auf den Weg machen konnte. Ich gelangte auch glücklich über den 900 m hohen Babunapass, der wegen seiner engen Haarnadelkurven für einen Lastwagen nicht ganz einfach zu fahren war, wie die Trümmer der

abgestürzten Autos zeigten. Aber mit Manövrieren durch Vor- und Rückwärtsfahren an den Kurven gelangte schließlich auch der Bass über den Pass.

Es wurde beschlossen, durch einen Kammermusikabend alte und neue Mitglieder zu werben. Auch die Dirigentenfrage wurde an jenem Abend gelöst, als aus der Runde der Vorschlag kam, den Privatdozenten der Kunstgeschichte, Dr. Oskar Hagen, zu bitten. Es wurde eine Abordnung damit beauftragt, Dr. Hagen unsere Bitte vorzutragen, und er erfüllte sie tatsächlich.

Zu Beginn des Sommersemesters 1919 hatten sich so viele Spieler eingefunden, dass mit der Orchesterarbeit von neuem begonnen werden konnte. Es bewährte sich der Grundsatz, den Spielerkreis durch Altakademiker und Dozenten zu erweitern, wodurch nunmehr eine enge Bindung mit der Universität zustande kam, die für die Folgezeit von großer Bedeutung werden sollte. Geheimrat Bertholet wurde nicht nur ein eifriger Förderer, sondern wirkte auch aktiv, sogar solistisch, im Orchester mit. Professor Ebbecke, der sich schon beim Werkkonzert als leidenschaftlicher Cellospieler gezeigt hatte, übernahm den provisorischen Vorsitz. Das Werkkonzert bracht außer dem Streichquartett „Der Tod und das Mädchen“ von Schubert das Brahms Klaviertrio C-Dur op. 87 mit ihm. Zum ersten Mal trat damals Wolfgang Stechow als hervorragender Klavierspieler auf. Das erste Orchesterkonzert lag schon in der Linie, die von nun an konsequent verfolgt werden sollte. Es waren reine Streicherprogramme, nur mit eigenen Kräften aufgeführt. Bei jenem ersten Konzert erklang außer den beiden Concerti Grossi von Händel das von Oskar Hagen für Streichorchester eingerichtete „Präludium und Fuge in cis-moll von Johann Sebastian Bach“. In der Einführung zu diesem Konzert widmete Oskar Hagen unser Spiel dem Gedächtnis des für das Vaterland gefallenen Dirigenten Dr. Robert Staiger sowie den anderen, nicht heimgekehrten Mitgliedern.

In eine ganz neue Richtung weisen die folgenden Konzerte, die durch Gesang aufgelockert wurden. Die Gattin Oskar Hagens, Thyra Hagen, geborene Leisner, war reine hervorragende Sängerin, die auch mit dem Händelstil vertraut war. Arien, die Händels Opern entnommen waren, fanden so großen Beifall, dass Hagen angeregt wurde, sich wieder Plänen aus seiner Studienzeit zuzuwenden. Niedercken-Gebhard, der spätere geniale Regisseur der Händelfestspiele in vielen Jahren, berichtet in einem Rückblick auf 30 Jahre „Händelrenaissance“:

„In Halle saßen zu Füßen ihres tiefverehrten Lehrers Hermann Abert zwei idealisch gesinnte, kunstbeflissene Studenten, Oskar Hagen und ich. Mit Staunen hörten wir im Kolleg, dass es von Händel ca. 40 Opern gäbe, die heute kein Mensch mehr kenne, die aber eine Fülle schönster Musik enthielten.“

Der Erfolg der ins Programm eingeführten Arien bewirkte, dass Hagen immer tiefer in den Sog der Händelschen Opern geriet, gleich ihm Geheimrat Bertholet, Professor der Theologie, der jenen denkwürdigen Abend wie folgt schildert:

„Es war im September 1919. Eben von einem Ferienaufenthalt zurückgekehrt klopfte ich bei Oskar Hagen an. Er empfing mich mit offenen Armen: „Sie kommen mir wie gerufen, denn ich brauche eine Geige. Sie wissen, dass ich während Ihrer Abwesenheit krank gewesen bin, da habe ich mir zum Zeitvertreib Händelpartituren geben lassen. Und wie ich so wieder einmal auf seine Opern stieß, habe ich mich an den Flügel gesetzt, und meine Frau sang mir Händelsche Opernarien, die einfach herrlich sind. Heute fehlt uns dazu nur die Geige“. Dem war nun leicht abzuhelfen, und bald musizierten wir zu dreien und spielten bis tief in die Nacht hinein. Als wir uns trennten, war es nur, um uns auf den nächstfolgenden Abend wieder zu verabreden, und jede neue Arie wirkte wie eine Offenbarung. Fortan sah uns während einiger Wochen fast jeder zweite Abend vereinigt. Ein Cello vervollständigte bald unser Kammerorchester, das mit der Sängerin zusammen aus der einen Partitur am Flügel las.“

Wie es dann weiterging, berichtet Oskar Hagens Sohn Holger:

„Was dann folgte, war der Sieg einer von beispiellosem Idealismus getragenen Idee. Geld für dieses Unternehmen war nach dem ersten Weltkrieg so wenig aufzutreiben wie nach dem letzten. Durch Vermittlung Bertholets wurde der Göttinger Universitätsbund für die Sache gewonnen. Die Stadt

erklärte sich bereit, das Stadttheater für die geplanten Aufführungen zur Verfügung zu stellen, verschiedene Universitätsprofessoren boten sich an, auswärtige Mitwirkende als ihre Gäste zu betrachten. Der Schwager meines Vaters, der Leiter der deutschen Abteilung an der Cornell-Universität in New York, stiftete 75 Dollar – der Etat der ersten Händelfestspiele.

Das schwierigste Problem war die Besetzung der Solopartien. Schon aus diesem Grunde hatte sich Vater für die „Rodelinde“ entschlossen, die in seiner Bearbeitung nur vier erste Kräfte forderte. An Geld für Honorare war nicht zu denken. Für die tragende Rolle der Rodelinde war meine Mutter, die wie ihre Schwester Emmi Leisner eine Gesangsschülerin der Berliner Pädagogin Leni Brest war, wie prädestiniert. Diese Musik sang ihr so leicht niemand nach – umsonst bestimmt nicht. Die drei übrigen Solisten: G A. Walther, Ernst Pessony und Wilhelm Guttmann, alle verzichteten auf Honorar, die Sache schien ihnen dieses Opfer wert. Aus Halle kam Vaters ehemaliger Chef, der Leiter der dortigen Kunstgewerbeschule Paul Thiersch und zauberte aus dem Nichts die hinreißenden Bühnenbilder und Kostüme. Victor E. Wolff, der die Kunst der Improvisation vom bezifferten Bass noch restlos beherrschte, machte am Cembalo den primo maestro al cembalo. (Das Cembalo war ein mit Reißnägeln bespicktes Klavier, das im Orchesterraum keinen Platz hatte und daher in einer der Seitenlogen aufgebaut war). Die Regie führte eine aus der Dalcroce-Schule hervorgegangene Professorenfrau.“

Kaum vorstellbar ist, wie Hagen alles schaffte. Er war es, der den Text der italienischen Oper übersetzte, er richtete ihn ein für die Bühne und das Orchester, er zog selbst die Stimmen aus und druckte sie, suchte und fand die Solisten, er kalkulierte die Kosten und sorgte für die unerlässliche Propaganda.

Das Vorbild Hagens zündete. Es ihm gleichzutun? Unmöglich, aber doch so viel zu geben wie möglich. Man wirkte und werkelte an vielen Plätzen für Händel: im Theater auf der Bühne und in den Kulissenräumen. Das Orchester übte in der Mensa, der Chor irgendwo. Wir spielten aus Noten, die vom Druck noch feucht waren. Schon beim ersten Spielen entzückte uns das Menuett nach der Ouvertüre, das ein Liebling aller Zuhörer wurde. Etwas mühsamer war es mit der Begleitung für die Solisten, die erst später erschienen. Kamen sie aber, so war die Begeisterung groß und wuchs von Probe zu Probe, nicht nur bei uns Spielern, sondern auch bei der Schar der Zuhörer, die immer größer wurde. Wir waren alle von einem wahren Händelfieber ergriffen.

Die erste Aufführung der „Rodelinde“ bedeutete einen Sieg auf der ganzen Linie. Selbst ausländische Zeitungen übernahmen die begeisterten Berichte. Der Musikwissenschaftler Hans Joachim Moser schrieb: „Das Orchester spielte mit der Hingebung einer Marienbruderschaft und dem Eifer einer Zigeunerkapelle“, und im „Berliner Tag“ vom 6. Juli 1920 stellt er das Ereignis der Uraufführung von Händels „Rodelinde“ mit der Zutageförderung der Laokoongruppe im Jahre 1506 und der ersten Darbietung von Johann Sebastian Bachs „Matthäuspassion“ durch Felix Mendelssohn-Bartholdy auf eine Linie.

Auf vielen deutschen Bühnen fand unser Beispiel Nachahmer: in sieben Jahren erlebte unsere, die Hagensche Rodelinde, 135 Aufführungen!

Um noch einmal auf den Tag der Uraufführung zurückzukommen: Es war der Abend des 26. Juni 1920. Gespannt fragten wir uns, ob auch das Publikum in unsere Begeisterung einstimmen würde. In der ersten Pause mischten wir uns unter die Zuhörer und erfuhren aus vielen Worten der Begeisterung, wie tief Händels Musik die Herzen ergriffen hatte. Als wir zu Beginn des zweiten Aktes wieder an unseren Pulten im Graben saßen, trat Hagen ein und ließ uns voller Freude teilnehmen an den begeisterten Urteilen der Gäste aus aller Welt, vor allem an denjenigen bedeutender Musikwissenschaftler. Das Orchester steigerte sich während der Aufführung und riss die Zuhörer mit, die am Schluss immer wieder die Sänger und unseren Dirigenten auf die Bühne riefen. Sie wurden mit Blumen überschüttet, und als der eiserne Vorhang schon herabgelassen war, gab es kein Ende des Beifalls. Nach der zweiten und dritten Aufführung wurde beschlossen, noch eine vierte zu veranstalten, bei der schon am Morgen des Ankündigungstages alle Karten vergriffen waren.

Man würdigte Hagens Werk und seine Wirkung erst richtig, wenn man die Zeitumstände betrachtet, denen er ausgesetzt war. Es war die Epoche nach einem verlorenen Krieg, überall herrschte mehr oder weniger bittere Not. Zu der äußeren Lage kam die innerliche. Tiefe Depressionen beherrschten die Menschen: Es war die Zeit der Unterzeichnung des Versailler Vertrages. Die äußere Lage: Junge Männer, die während des Krieges zum Militärdienst gerufen worden waren, aber auch die Freiwilligen, hatten ihren Beruf aufgegeben, die Ausbildung unterbrechen müssen. Das früher Erworbene war verschüttet, ein neuer Anfang wurde nötig. Viele, die schon im Beruf waren, fanden ihre vormalige Stellung besetzt, als sie heimkamen. Wer vor dem Kriegsausbruch fertig geworden war, suchte vergeblich nach einer Anstellung. Und gerade in dieser Zeit der Not ging Hagen auf die Suche nach Menschen, die fähig und bereit waren, seinen großen Plan der Wiederbelebung einer Händelschen Oper in die Tat umzusetzen. Oft war er der Verzweiflung nahe, wenn einer seiner getreuen Helfer nicht mehr imstande war, die Last mit zu tragen. So war auch ich in einen großen inneren Konflikt geraten: Für die ganze Dauer des Krieges hatte ich notgedrungen mein Studium unterbrochen, nun steckte ich in den Vorbereitungen meiner Prüfungen. Im Januar 2006 sollte ich mein Staatsexamen, im Januar 1921 meine Assessorprüfung machen. Anfang Januar 1920 war ich zum 1. Vorsitzenden der AOV gewählt worden, weil Wolfgang Stechow nach Berlin ging. Eine unter Schmerzen gewonnene Einsicht brachte mich dazu, Oskar Hagen zu Beginn des Sommersemesters 1920 brieflich um meine Ablösung als Vorsitzender zu bitten. Hier Hagens Antwort, die ich auch heute nur noch mit gewisser Beschämung lesen kann:

„Sie sind sich natürlich der Nächste, und da Sie die Examina vor sich haben, steht natürlich viel mehr auf dem Spiel als bei mir. Dennoch kann ich Ihnen ja ohne Gefahr missverstanden zu werden ruhig sagen: Das Husarenstückchen, in das ich die AOV hineinführe - und nunmehr allein – trägt auch nicht gerade viel zur Hebung meiner Existenz als „Privatdozent der mittleren und neueren Kunstgeschichte“ bei (nach dem bekannten Motiv „Schuster bleib bei deinem Leisten“). Ich weiß längst, dass man meinen musikalischen „Firlefanz“ an einigen Stellen dementsprechend einschätzt. Aber die Arbeit und das Ziel helfen mir noch immer darüber hinweg Ich will Ihnen heute im Vertrauen sagen: ich habe ebenfalls daran gedacht, von der Leitung abzusehen. Vor Ablauf dieses Semesters tue ich es nicht, aber ich werde es wahrscheinlich zum Winter tunich bedaure Ihren Entschluss auf das Allerschmerzliche und grüße Sie als Ihr stets treu zugetaner Oskar Hagen.“ (Brief vom 23. April 1920).

Nun, er tat es nicht. Der beispiellose Erfolg der „Rodelinde“ ermutigte ihn, im nächsten Jahr „Otto und Theophano“ aufzuführen. Danach folgte der grandiose „Julius Cäsar“; er hat in sieben Jahren auf 33 Bühnen 222 Aufführungen erlebt. Im Jahr 1923 gelangten die drei bisher bearbeiteten Opern je viermal zur Aufführungen. Das waren 12 Festspielabende mit drei Generalproben!

1924 beendete Hagen seine Entdeckerfahrten in die Opernwelt des großen Barockmeisters durch die Aufführung des „Xerxes“. Dann verließ er Göttingen und nahm einen Ruf in die USA an. Welch Verlust! Hagens Opernbearbeitungen wurden an vielen Bühnen mit Begeisterung aufgenommen. So blieb die Tatsache bestehen, dass Oskar Hagen durch seine Aufführung der „Rodelinde“ eine Händeloperrenaissance ins Leben gerufen hat, mit der der Name der AOV unlöslich verbunden ist. (Hagen ist es, dem die Stadt Göttingen den Namen einer „Händelstadt“ verdankt. Zitat von Werner Bischof.)

Nach Hagens Fortgang übernahm Wolfgang Stechow die Leitung des Orchesters. Er hatte sich schon nah der Aufführung der Rodelinde als Dirigent des Semesterschlusskonzertes ausgezeichnet. Stechow war ein hervorragender Klavierspieler, sowohl als Solist als auch bei der Aufführung von Kammermusikwerken. Sogar beim Vomblattspielen moderner Musik überblickte er die Partitur derart schnell, dass er den Spielern die Einsätze geben konnte. Sängern war er ein stets hochwillkommener Begleiter. Trotz seiner vielfältigen Begabung war er von großer Bescheidenheit, er drängte sich nie vor, ließ aber in den Proben seinen Geist gern und mit durchschlagendem Erfolg spielen. Da er die Kunst des Generalbassspiels beherrschte, war er für die Proben mit den Gesangssolisten von unschätzbarem Wert für Hagen. Er spielte auf die Weise den Correpetitor, der Klavierauszüge für die Sänger entbehrlich machte.

Die gleiche, recht bescheidene Rolle spielte Stechow auch, als durch Rudolf Schulz-Dornburg im Jahr 1926 eine zweite Ära der Händelfestspiele eingeleitet wurde. Er war für uns der rechte Mann, denn auch auf dem Instrument AOV verstand er zu spielen. Bei uns fand er schon bald die alte Bereitschaft zum Mittun, uns mit ganzer Kraft für die Händelei einzusetzen. Ebenfalls gelang es ihm, das Publikum zu gewinnen. Eine neue Note bekamen die Festspiele durch eine Tanzgruppe, die neben der Mitwirkung in den Opern auch mit eigenem auftrat. Um sie in dem Festkonzert auftreten zu lassen, suchte Niedecken-Gebhardt einen neuen Rahmen. Er verlegte die Szene auf die Naturbühne des Kaiser-Wilhelm-Parks, wo statt der Kulissen aus Holz und Pappe die Natur den Rahmen gab mit aller Stimmung eines scheidenden Sommertages. Damit schuf Dirigent Schulz-Dornberg die erste Hainbergserenade.

Die Aufnahmebereitschaft der Hörer wurde noch erhöht durch das locker zusammengestellte Programm. Orchesterstücke mit Gesang umrahmten die Darbietungen der Tanzgruppe. Einige Erfolge, die nicht von vorneherein zu erwarten waren, die jedoch stürmisch gefeiert wurden, erntete unser Dirigent im Kaiser-Wilhelm-Park (KWP); sie sollten nicht unerwähnt bleiben:

Im „Otto und Theophano“ gab es zur Einleitung des 2. Aktes die „Sturmmusik“, die für unser Orchester ein wenig zu schwer war. Wolfgang Stechow hatte sie aber so gut vorbereitet, dass man hoffen durfte: sie klappt. Als Schulz-Dornberg die Proben übernahm, merkte er bald, dass hier ein Dirigieren nach eigener Auffassung nicht am Platz war. Ausgerechnet dieses Stück, die Sturmmusik aus „Otto und Theophano“, kündigte er an für das KWP-Konzert. Und so ging diese Nummer vor sich: Er ergriff den Taktstock, gab den Einsatz, wandte sich dem Publikum zu, steckte eine Zigarette an und qualmte vergnügt darauf los, beide Hände in den Hosentaschen. Brausender Beifall! Gleichen Beifall erntete er, als er am Ende einer Tanznummer herbeigeholt wurde, um sich zusammen mit den Tänzern zu verneigen, hingegen mit ihnen einen Salto mortale vollführte.

Es war auch Schulz-Dornbergs Idee, die Aufführung der beiden Kantaten „Apollo und Daphne“ sowie „Lucrezia“ in den Park des Hardenbergschen Schlosses zu verlegen, wobei ein Thespiskarren das gesamte Aufführungspersonal und –material herbeischaffte.

Bei der Abschlussfeier der Festspiele 1928 überreichte mir Schulz-Dornberg nach einer launigen Rede einen Wurfspieß, an dem ein Stück Tuch befestigt war, das der Bühnendekoration des „Julius Cäsar“ entnommen war. Dies sei das Händelbanner, und er übergab es der AOV zu treuen Händen. Es war scherzhaft – und vielleicht doch ernst – gemeint? Tatsächlich bedeutete das Ende dieser Spielzeit gleichzeitig den Abschluss unserer Mitwirkung bei den Händelfestspielen. Geheimrat Bertholet, der mit Unterstützung des Universitätsbundes ein „Kuratorium“ für die Festspiele geschaffen hatte, folgte einem Ruf nach Berlin.

Die AOV unter Stechows Leitung wurde frei für eigene Aufgaben. Einen Abstecker in das Laienspiel bedeutete die Aufführung des Goetheschen „Urfaust“ und Shakespears „Sommernachtstraum“, nicht mit der Musik von Mendelssohn (der fehlenden Bläser wegen), sondern mit Purcells Musik zu „Fairy Queen“. Da es sich beim Urfaust als notwendig erwies, wurden die Pausen durch Zwischenmusiken ausgefüllt. Hier zeigte es sich, dass Stücke aus Hindemiths op. 44 neben solchen von Isaak, Dowland, Haßler, Schein und Purcell gestellt trotz der stilistischen Unterschiede (zwischen Hindemith und Schein liegen 400 Jahre) einheitlich wirkten, was mit großem Beifall aufgenommen und vom Publikum als durchaus harmonisch wirkend akzeptiert wurde.

In den folgenden Jahren erinnerten nur noch einige Konzerte an die „große Zeit“ der AOV. Hinzu kam die politische Entwicklung, die sich auch bei uns störend bemerkbar machte.

Die schweren Jahre nach dem ersten Weltkrieg, die Zeit der Inflation, des Versailler Vertrages bis hin zu den Brüningsschen Notverordnungen, alles hatte die AOV gut überstanden. Nun aber tauchten die Nationalsozialisten auf, und es kam schließlich zur Ernennung Hitlers zum Reichskanzler. Mit ihm

überschwemmten uns die „Nazis“ mit ihrem neuen Weltbild und aus diesem hervorgehend ihren neuen Gesetzen, von denen die einschneidendsten für uns die Regelungen der „Rassenfrage“ waren.

Niedecken-Gebhardt berichtete von einem Fall direkten Einflusses auf einen großen zeitgenössischen Komponisten, Paul Hindemith. Bei einer Durchreise durch Göttingen hatte er sich den „Julius Cäsar“ angesehen. Bei dem anschließenden nächtlichen Gespräch zeigte er sich tief beeindruckt von dieser barocken Opernkunst und sagte: „So a Oper möcht ich auch amal schreiwe, wo mer richtig Musik mach kann“. Sein nächstes Werk war dann der „Cardillac“.

Unser Dirigent, Wolfgang Stechow, war vom Vater her, der aus einem Brandenburgischen Geschlecht stammte, rein arisch, während er von der Mutter das jüdische Blut (und die hohe Begabung) der Familie Mendelssohn geerbt hatte. Zunächst blieb er von Verfolgungen durch die Partei verschont, da er als Freiwilliger am ersten Weltkrieg teilgenommen hatte und sein Bruder gefallen war. Das waren zwei Gründe, die das Gesetz nicht zur Anwendung kommen ließen. Als aber die Judenverfolgungen immer schärfere Formen annahmen, war auch er als unser Dirigent nicht mehr zu halten. Stechow wusste, dass wir uns so lange für ihn einsetzen würden, wie es möglich war. Als ich ihm verabredungsgemäß mitteilen musste, dass der Zeitpunkt der Trennung von seiner so sehr geliebten AOV-Arbeit gekommen sei, erklärten er und seine Frau Ursula geb. Hoff ihren Austritt. Dass uns diese Entwicklung und der sie beendende Schritt nicht trennten, sondern zu einer für uns sehr wertvollen Freundschaft geführt hat, wurde zu einer Bereicherung unseres Lebens.

Auch nach mir griff die Partei, wenn auch auf ganz andere, weniger belastende Weise. 1933 trat ein Kollege, der damals schon der nationalsozialistischen Partei angehörte, an mich mit der Bitte heran irgendeine Aufgabe die Hitlerjugend betreffend zu übernehmen.. Daraufhin erklärte ich mich bereit, einen Spielmanszug zu gründen. In der Instrumentalsammlung befand sich eine kleine Querflöte, auf der ich leidlich zu blasen gelernt hatte. Bläser für eine solche Flöte fand ich hauptsächlich in meiner Schule, ein alter Militärmusiker half mir bei der Ausbildung der Trommler; ich fand auch einen adretten Schüler, der viel Geschmack beim kunstvollen Schwingen des Tambourstabs zeigte, und bald stand ein Spielmanszug vor dem Rathaus, der bei einem der ersten Aufmärsche unter lautem Beifall der Menge militärisch vorschriftsmäßig ausschwenkte, sich auf den für ihn vorgesehenen Platz postierte und nachfolgenden Zug zu seinen Klängen vorüberziehen ließ. Da ich auf diese Weise einen großen Teil meiner musikalischen Schüler einer sinnvollen Aufgabe zuführte, behielt ich sie, da ich den Dienst selbst ansetzte, auch schulisch unter einer gewissen Kontrolle. Die musikalische Begabung steht selten allein, sondern ist oft Teil einer allgemeinen Intelligenz. So kam es, dass allmählich die meisten Schüler meines Orchesters als Führer in den Formationen der Hitlerjugend eingesetzt wurden. Da ergab es sich, dass die einzige Möglichkeit, sie freiem, außerparteilichem Musizieren zu erhalten, die Gründung eines HJ-Orchesters war. Zudem hatte ich dadurch die Möglichkeit, mit Jungen und Mädchen aus anderen Schulen, ein tragfähiges Orchester zu bilden, dem sich auch ältere Musikanten aus allen möglichen Formationen anschlossen. Da ich auch manchen Spieler aus der AOV zur Aushilfe in mein Orchester bekam und außerdem meine guten Spieler aus den HJ-Orchester wieder gen in der AOV mitspielten, war für Außenstehende manchmal schwer zu unterscheiden, wer zu wem gehört. So wurde im Protokollbuch des Musikvereins unserer Schule von der Einweihungsfeier unseres neuen Schulgebäudes berichtet: „Das Streichorchester wurde von der Akademischen Orchestervereinigung mit freundlicher Mitwirkung des Musikvereins gestellt“ (außer den Ehemaligen und den Eltern waren auch einige AOV-Mitglieder dabei).

Der Partei gab das HJ-Orchester wiederum eine gute Möglichkeit, mancher ihrer Feiern einen guten Rahmen zu geben. Da ich mich auf diese Weise für die NSDAP nützlich machte, blieb die AOV und meine Tätigkeit in ihr unangefochten, während alle sonstigen Vereinigungen „gleichgeschaltet“ wurden oder wie die Korporationen sich aufzulösen hatten. Wenn auch unsere AOV weiterbestand, litt sie doch schwer unter dem Nationalsozialismus. Unter den aktiven wie auch besonders unter den passiven Mitgliedern gab es sicher eine Reihe, die einen nichtarischen Blutsanteil hatten. Ihnen war es leider nicht mehr möglich, die AOV weiter zu unterstützen. Teilweise hatten sie jahrelang in unserer

Gemeinschaft gelebt und musiziert. Zum Glück konnten sich manche Mitglieder der AOV – unter ihnen berühmte Wissenschaftler – ins Ausland absetzen, wo sie freundliche Aufnahme fanden. So wanderte Professor Max Born nach England und Professor Courant in die USA aus.

Die Ausschaltung der damals „Nichtarier“ Genannten blieb nicht die einzige Quelle der Schwierigkeiten, die sich uns nach 1933 in den Weg stellten. Die vielen Untergruppen der Partei: SA, SS, HJ, Frauenschaft usw. forderten das Erscheinen aller ihrer Glieder bei ihren Veranstaltungen, die sich oft den eigenen musikalischen Tätigkeiten in den Weg stellten. Das führte zu dauernden Störungen unserer Arbeit. Die AOV konnte zwar weiter existieren, aber Wolfgang Stechow war als Dirigent nur sehr schwer zu ersetzen. Wilhelm Heukeshoven passte sich weitgehend aus „kluger“ Überlegung den Wünschen der Partei an, scheiterte aber damit.

Die Tradition der Händelfestspiele setzte im Jahr 1934 Fritz Lehmann fort mit der szenischen Aufführung des Pastoralis aus „Acis und Galathea“, jedoch wurde es immer schwieriger Spieler zu finden, die neben ihrem Beruf die Zeit hatten, an den zahlreichen und langwierigen Proben teilzunehmen. Diese drängten sich umso mehr zusammen, je kürzer die Zeit der Vorbereitungen war. Die Teilnahme der AOV an den Händelfestspielen war fortan unmöglich geworden; die Spiele konnten nur noch mit Berufsmusikern durchgeführt werden. Als die Händelgesellschaft zur Trägerin der Festspiele wurde, fiel die finanzielle Stütze durch den Universitätsbund fort. Das war einer der Gründe, dass wir uns einem neuen Ziel zuwandten. So entstanden die „Lippoldsberger Fahrten der AOV“.

Im Sommer 1934 war ich mit meinem Spielmannszug in einem Lager nahe der Weser bei Bursfelde als ich hörte, dass Hans Grimm einen Kreis von Autoren eingeladen hatte, die an mehreren Abenden geladenen Gästen vorgelesen hätten. Das gab mir die Anregung, mit meinen Jungen eine Dampferfahrt nach Lippoldsberg zu machen. Ein Besuch in der Klosterkirche ließ bei mir einen alten Plan lebendig werden, dort ein Konzert mit der AOV zu veranstalten. Aber wie konnte ich einen Kontakt mit Hans Grimm herstellen? Der Zufall fügte es, dass in unserer Nachbarschaft eine Dame wohnte, bei der Hans Grimms Tochter Holle in ihrer Schulzeit gewohnt hatte. Als ich dieser Dame meinen Plan vorgetragen hatte, erklärte sie sich bereit zu vermitteln, und so erhielt ich eines Tages eine Einladung nach Lippoldsberg ins Klosterhaus zum 5-Uhr-Tee. Ich trug meine Idee eines Weihnachtskonzertes vor. Leider war dies nicht möglich, da die Kirche damals noch keine Heizung hatte, „aber im Sommer wäre es sehr schön“, sagte Grimm, und „wenn es Ihnen recht wäre, könnte ich die Autoren, meine Freunde, dazu einladen“. In meinen kühnsten Träumen hatte ich das nicht erwartet. Es wurde ein fester Tag verabredet, und so fuhr ich regelmäßig meistens mit der ganzen Familie nach Lippoldsberg, um die verschiedenen Fragen zu regeln: Wie sollten die Göttinger nach Lippoldsberg kommen? Eine Anfrage bei der Bahnverwaltung brachte eine günstige Antwort: Ein Extrazug nach Bodenfelde kostete so viel wie 300 Fahrkarten. Konnte man das wagen? Wir wagten es. Wie aber sollten die Menschen in den wenigen Gasthäusern des Ortes ein Mittagessen bekommen? Ein Schlachter fand sich bereit, Erbsensuppe mit Würstchen preiswert zu liefern. Vor den Lesungen der Dichter sollte es einen Becher Tee mit einem Stück Kuchen geben. So war für das leibliche Wohl aller gesorgt. In Ludwig Dietz hatten wir einen Dirigenten gefunden, der unser Orchester durch seinen jugendlichen Schwung und seine Musizierfreudigkeit bald für sich gewann. Er war nicht nur ein guter Kenner der Madrigalzeit, sondern gleichzeitig ein ausgezeichnete Dirigent von Werken dieser Epoche, also von Kompositionen, die wir für unsere Pläne brauchten. Ein Mangel – von uns reichlich spät erkannt – konnte noch beseitigt werden. Uns war nämlich klar geworden, dass sowohl im Kirchenkonzert als auch bei den Umrahmungen der Dichterlesungen, die nachmittags auf dem Klosterhof stattfinden würden, Vokalmusik nicht fehlen dürfe. So unternahm denn meine Frau die Gründung eines fünfstimmigen Kammerchors, der mit je zwei Stimmen besetzt wurde.

So kam der große Tag, der 30. Juni 1935, heran. Eine strahlende Sonne begrüßte ihn und schien auch den ganzen Tag über bis in den späten Abend. Während unseres Frühstücks noch zu Hause in Göttingen, sahen wir immer wieder Leute mit Klappstühlen unter dem Arm, die bei uns vorbei zum Bahnhof zogen. Was wir kaum zu hoffen gewagt hatten – der Extrazug war voll besetzt. Er brachte uns

nach Bodenfelde von wo sich eine lange Menschenglange am Ufer der Weser entlang zur Lippoldsberger Klosterkirche wälzte. Da sich das Orchester und der Cho erst einmal einrichten mussten, gab es eine längere Wartezeit. Aber das Warten fiel nicht schwer; es gab ja so viel zu sehen: Hans Grimms hohe Gestalt, Georg Grabenhorst fast blind von Grimmtochter Holle geführt, Rudolf G. Binding mit der Herrin des Hauses, einer geborenen Gräfin Schulenburg erschienen. Es folgten Bruno Brehm, Paul Alverdes, Joachim von der Goltz, Benno von Mechow und Ernst von Salomon. Welch ungewohntes Erlebnis, sich den Göttern und Halbgöttern der Literatur zu nähern, ja vielleicht sogar mit ihnen sprechen zu dürfen. Hierzu sollte der Tag noch manche Gelegenheit bieten. Als sich die Tür des wunderbaren Domes öffnete, war festzustellen, dass der große Raum die hineinströmende Menschmenge kaum zu fassen vermochte. Chor und Orchester muss daher noch enger zusammenrücken. Später schrieb der Kritiker des Göttinger Tageblatts:

„Die Akademische Orchestervereinigung und ihr trefflicher Dirigent Ludwig Dietz haben sich mit diesem Konzert einen neuen Musikbereich endgültig erobert und damit in der Göttinger Musikpflege eine Tat vollbracht, deren hohe künstlerische Bedeutung wir restlos anerkennen“ und einleitend schrieb er *„Kaum sind die letzten Klänge des Händelfestes verklungen, sollte in Lippoldsberg der älteste der drei großen Meister (Heinrich Schütz geb. 1582, Georg Friedrich Händel, geb. 1685, Johann Sebastian Bach, geb. 1685), deren wir in diesem Jahre besonders gedenken, gefeiert werden. Und um es gleich vorweg zu sagen, es war eine Feierstunde, die dem Händelfest durchaus gleichwertig zur Seite gestellt werden kann.“*

Als das Konzert zu Ende war, drängten die Zuhörer ins Freie: Die hungrigen Mägen meldeten sich. Und nun? Welch ein Zufall, welches Glück! Bei einer militärischen Übung war eine Abteilung mit Gulaschkanone ausgerechnet nah Lippoldsberg gekommen, und unser tüchtiger Schlachter hatten die Küche dafür gewonnen, jedem unserer Teilnehmer für seinen Gutschein einen „Schlag Erbsen“ und ein mittelgroßes Würstlein darzureichen. Dass N.N.s Hund dieses nur misstrauisch berochen und dann verweigert habe, behaupten böse Zungen. Das schien aber nicht wahr zu sein, denn allenthalben sah man fröhliche Gesichter.

Es gab Leute, die sich behaglich auf der Weserwiese hinstreckten, um dem früh begonnenen Tag einen ruhevollen Einschnitt zu gönnen. Andere badeten im Fluss, denn warm genug war es. Viele Reiseunternehmen aus nah und fern hatten Busse voll von Teilnehmern am Lippoldsberger Sonntag hergebracht. Die erhielten in einem der nahe gelegenen Orte ein reichhaltigeres, gepflegteres Mahl. Vor allem die Buchhandlungen Südhannover und Nordhessen waren unsere guten Kunden; sie führten uns neue Gäste zu, hatten und genossen aber auch den Vorteil, manches Buch der anwesenden Autoren, das im Klosterhof auslag, zu verkaufen.

Bevor die Lesung begann, sammelten sich die vielen, vielen Menschen bei der Teeausgabe. Auch jetzt und hier mischten sich die Dichter unter uns und gaben uns die Möglichkeit, die Fotoapparate in Tätigkeit zu setzen. Inzwischen hatte der Kammerchor vor der efeubewachsenen Wand des Klosterhauses Platz genommen, die Autoren wie auch die Ehrengäste saßen zur rechten des Rednerpultes, von dem aus, auch eine Begrüßung all seiner Gäste durch den Hausherrn, sodann Rudolf Binding seine Legende „Sankt Georgs Stellvertreter“ las. Als er geendet hatte und auch des Chores Schlusslied verklungen war, begannen die Zuhörer die Autogramm jagd. Es waren nur wenige, die ohne die Trophäe des Bindingschen Namenszuges heimkehren wollten, und auch die übrigen anwesenden Dichter, die nicht einmal zu Wort gekommen waren, wurden nicht verschont.

Langsam wurde es Zeit für den Rückweg nach Bodenfelde, wo der Sonderzug wartete, um die fröhlichen, von dem erlebnisreichen Tage beglückten Menschen zurück nach Göttingen zu bringen.

Die erste Lippoldsberger Fahrt der AOV war ein voller Erfolg und hätte in gleicher Form wiederholt werden können. Es kam aber beim zweiten Mal zu einer Abwandlung, die allerdings eine große Steigerung bedeutete, da die anderen Autoren auch aus ihren Werken vortrugen. Unter ihnen war

auch Börries von Münchhausen; er veröffentlichte in der „Deutschen Zukunft“ vom 19. Juli 1936 das folgende, die zweite Lippoldsberger Fahrt betreffend:

„Als wir 15 Dichter und Schriftgelehrte am Abend des 28. Juni in Lippoldsberg zusammensaßen, wurde es uns klar, und wir alle sprachen es in starken Worten aus: ein solches Fest hat keiner von uns je erlebt; ein solches Fest, an dem viele tausende von Volksgenossen völlig freiwillig und unter teilweise nicht billigen Aufwendungen zusammenströmen, teilweise sehr schwere Musik zu hören, ist nur in Deutschland möglich.“ (Dieser Hinweis Börries von Münchhausen betraf nicht die Aufwendungen der AOV, denn die Teilnehmerkarte einschließlich Bahnfahrt, Mittagessen und Tee kostete nur 3,50 RM, für AOV-Mitglieder nur 3,00 RM.)

Nach Erwähnung zweier Abende, an denen schon in kleinerem Kreise Vorlesungen stattgefunden hatten, fährt Börries von Münchhausen fort:

„Das große Hauptfest aber fand Sonntag, dem 28. Juni, statt – es war eine Völkerwanderung nach Lippoldsberg, es war ein fast ungeheuerlicher Jahrmarsch von Menschen auf dem Gutshof. Bei dem Konzert in der romanischen Klosterkirche wurden etwa 2000 Hörer gezählt, bei den Dichtungs- und Musikvorträgen auf dem Hofe – Lautsprecher mussten die Verständigung ermöglichen – waren nach Schätzung 4000 Menschen zugegen. Und diese Zahlen waren erreicht durch freiwillige, begeisterte Freunde der Musik und Dichtung, die da zusammenströmten.“

Mein großes Erlebnis bei der dritten Fahrt im Jahr 1937 war die persönliche Begegnung mit Hans Carossa; ich hatte ein wohl gelungenes Foto von ihm gemacht. Er sitzt auf einer Bank vor dem Nohlheim, in dem Hans Grimm seine zahlreichen Gäste unterzubringen plante. Die Ranken seiner wilden Rose umkränzten die Bank. Es kam ein Dank: Das Faksimile eines seiner schönsten Gedichte mit einer Widmung. Ich möchte sie hier wiedergeben:

Der Acker der Zeit wird mit scharfer Pflugschar gepflügt,
wohin wir schauen sind aufgeworfene Schollen.
Doch hart ist das Erdreich – ob ihm unsere Keimkraft genügt?
Still, sorgen wir nicht, wohin wir gesät werden sollen.
Machen wir selbst uns nur dichter und reiner und neuer,
dass alles in uns vergehe, was nicht ganz Kern ist!
Und wenn uns das Erdreich nicht löst, so löst uns das Feuer.

Zu den Autorentagen in Lippoldsberg wurden jedes Mal offizielle Vertreter der NS-Partei geladen, aber sie traten nicht in Erscheinung: wer weiß, ob sie überhaupt da waren? Jedenfalls fehlte auf dem Klosterhof jedwedes Symbol, das sie erfreut hätte. Das ärgerte die Partei. Dazu kam noch, dass sich Hans Grimm bei den Ortsgewaltigen, denen mit dem Hakenkreuz, unbeliebt gemacht hatte, indem er am Kriegerdenkmal des Ortes einen Kranz mit schwarz-weiß-roter Schleife hatte niederlegen lassen.

Bei der vierten Lippoldsberger Fahrt ereignete sich etwas Neues, das die NS-Leute wohl kränken mochte: zwei Autoren traten stärker hervor als früher und sie waren doch wegen ihrer religiösen Anschauungen und ihrer Stellung zur Kirche der Partei denkbar unangenehm: August Winnig und Alexander Schröder.

Trotz der geringen Zahl der Dichter – es waren außer den schon Genannten auch nur noch Rudolf G. Binding und Hermann Claudius anwesend – kamen nicht weniger Teilnehmer als in den vergangenen Jahren. Der Hausherr und Gastgeber hatte das Thema genannt, das der nachmittäglichen Feier zu Grunde liegen sollte: Vater, Mutter, Elternhaus.

„Meine erste Begegnung mit Goethe“ von Rudolf Alexander Schröder – eine geistvolle, man könnte sagen „Persiflage“ des „Erkönigs“, launig vorgetragen gab die Einleitung. Es folgte wie eine dunkle Wolke, die das Strahlen der Sonne verhüllt, das Schlusskapitel von Bindings autobiographischem Buch „Erlebtes Leben“, jenes Kapitel vom Sterben seines Vaters. Es schließt und er schloss mit den Worten „ich war der Nächste geworden“. Ahnte er damals schon sein baldiges Sterben? Denn wenige Wochen später lasen wir in der Zeitung, dass Rudolf. G. Binding gestorben sei.

Die Akademische Orchestervereinigung sah es als ihre Dankespflicht an, im nächsten Semester des verstorbenen Dichters zu gedenken. Hans Grimm mit der Vollendung seines Buches „Heinade und England“ voll beschäftigt konnte im Jahr 1939 seine Freunde nicht wie bisher einladen, empfahl uns jedoch, die AOV zur „Trägerin des Lippoldsberger Sonntags“ zu machen. Sie war dazu bereit und übernahm damit die volle Verantwortung für das Gelingen des Tages. Äußerlich sollte diese Änderung der Planung, die sich schon so oft bewährt hatte, darin bestehen, dass nicht das Klosterhaus den Hintergrund alles Geschehens bildete, sondern die linke, dem Klosterhof zugewandte Seite der Kirche. Geheimrat Brandi hatte sich bereit erklärt, die Gäste zu begrüßen. In jenem Jahr war es nicht leicht gewesen, einen gewissen Rückgang in der Zahl der Dichter, der Vortragenden oder nur Anwesenden auszugleichen. Es war zu deutlich, zu offenbar geworden, wie sehr am Lippoldsberger Sonntag zu spüren war, wie die Teilnehmer den Nationalismus ablehnten. Wir klopfen bei Autoren (und Autorinnen) an, die bisher nicht teilgenommen hatten. Vergebens. War es Angst vor der inzwischen allmächtig gewordenen Partei? Moritz Jahn aus Göttingen-Geismar trat allerdings als Leser hinzu und fand großen Beifall bei den Zuhörern. Chor und Orchester erfreuten diesen mit dem Vortrag einer von Hermann Heiss komponierten Kantate. Der Text bestand aus mehreren Strophen des schönen Sommerliedes: „Geh aus mein Herz und suche Freud ...“.

Schon bei dem Fest des vorigen Jahres hatte es eine Neuerung gegeben: den üblichen Lesungen des Nachmittags war in der Abendstunde eine weitere gefolgt. Es geschah erstmalig und auch einmalig, dass Hans Grimm selbst das Rednerpult bestieg. Er las das „Glockenkapitel“ aus „Volk ohne Raum“. Noch eh er vollendet hatte, läuteten die Glocken der Klosterkirche. Seltsam ergriffen lauschten wir ihrem Klange, ehe wir dankbar Hans Grimm unseren Beifall spendeten.

In diesem Jahre 1939 hatte mir ein Lehrer aus Kassel seine und seiner Schülerin Hilfe angeboten. Ich nahm sie gern an und übergab ihm Fackeln, die zu gegebener Zeit den großen Platz beleuchten sollten. Im weiten Rund umstanden so die Fackelträgerinnen, was sich an Hörern, Dichtern und Spielern versammelt hatte, bereit, die Fackeln zu entzünden, wenn erst die lange sommerliche Dämmerung in Nacht versinken würde. Umrahmt von den „Sprüchen von Leben und Tod“ Leonard Lechners, vom Chor ergreifend gesungen, und Rudolf Alexander Schröders „Heilig Vaterland“, wie als Gelöbnis von dem großen Rund mitgesungen, hielt Schröder seine große, schwergewichtige Ansprache, das Wort gewordene Gedenken an den Verstorbenen, den Freund seit jener Lesung, unser aller.

Es bleibt nur noch zu sagen, dass dieser Abschluss eines reichen Tages uns allen zu einem tiefen Erlebnis geworden ist, das sich im Rückblick noch klarer, noch leuchtender abhebt, wenn man der bösen Zeiten gedenkt, die sich fast unmittelbar anschlossen.

Ein großer Teil der Anwesenden, die von Norden aus nach Lippoldsberg gekommen waren, mussten sich mühsam durch Kolonnen drängen, die Teile einer riesigen Nachrichtenübung bildeten. Und als wir wenige Tage später in südliche Richtung fuhren, um Urlaub zu machen, begegneten wir immer wieder militärischen Einheiten. Sie begleiteten uns bis Würzburg, und das ließ uns nichts Gutes ahnen. Bald nach unserer Heimkehr in tiefer Nacht wurde mir ein Schreiben überreicht, das den Befehl erhielt, mich am nächsten Tag in Porensen zu melden. Das bedeutete den Krieg. Ich kam mit einer Formation, die während früherer Übungen zusammengestellt worden war, in die Eifel, nahe der belgischen Grenze. An dem Leben der AOV, das anders als beim ersten großem Krieg weiterging, konnte ich nicht mehr teilnehmen; den Kontakt hielt so gut es ging meine Familie, vor allem unsere Tochter.

Nun aber muss ich noch einmal auf das letzte große Lippoldsberger Fest zurückgreifen, vor allem auf seine politischen Folgen für mich persönlich. Noch ehe ich ins Feld zog, war mir eine Namensliste der Autoren, die von den Nazis empfohlen wurden, zugesandt worden. Ins Feld jedoch wurde mir ein Schreiben nachgeschickt, das bittere Vorwürfe gegen mich enthielt: es seien in dem Kirchenkonzert Worte wie „Halleluja“, „Hosianna“ und „Jehova“ vorgekommen, außerdem hätten auf dem Klosterhof Schriften religiöser Autoren ausgelegt. Sogar meinem Oberbannführer wurden Vorwürfe gemacht, dass er sich das Programmheft des Tages nicht hatte vorlegen lassen (!). Schlimmer war es Hans Grimm

ergangen, wie August Winnig in seinen Lebenserinnerungen berichtet. (August Winnig: "Aus zwanzig Jahren", Seite 102 ff.)

Von irgendeiner Zeit an glaubten amtliche Stellen zu spüren, dass von den Lippoldsberger Tagen eine ihnen unerwünschte Wirkung ausging. Das wurde den teilnehmenden Autoren gelegentlich vorgehalten, der Presse wurde bedeutet, dass Berichte über Lippoldsberg überflüssig seien. Das blieb nicht ohne Erfolg: Einige Autoren entschuldigten sich künftig, und die Zeitungen ließen mit wenigen beachtenswerten Ausnahmen die Zusammenkunft unbeachtet. Aber, was verschlug das – der Strom nach Lippoldsberg wurde eher stärker als schwächer, und die Tage erhielten nun eher den Charakter von Kundgebungen. Von den Maßnahmen des Propagandaministeriums sind mir nur einige Einzelunternehmungen bekannt geworden, wenn Hans Grimm es für angebracht hielt, könnte er darüber aufklären. Ihn ließ Goebbels im Dezember 1938 unter irgendeinem Vorwand zu einer Besprechung bitten, die – soweit ich mich der davon angefertigten Niederschrift erinnere – einen skandalösen Verlauf nahm. Er versuchte es mit der Einschüchterung, indem er Hans Grimm mit dem Konzentrationslager drohte.

Hans Grimm erzählte mir, er hab geantwortet: „*Herr Minister, kommen Sie, überzeugen Sie sich selbst, aber leider, aufnehmen kann ich Sie nicht, da ich all die Autoren unterbringen muss.*“. (Das war also der eigentliche Grund, weshalb Grimm im Jahre 1939 die Autoren nicht einladen wollte und konnte.)

Die Lippoldsberger Fahrten brachten der Akademischen Orchestervereinigung nicht nur steigende Anerkennung, fast könnte man sagen, eine gewisse Berühmtheit ein, sondern ihr finanzieller Erfolg sicherte für das ganze, sich anschließende Jahr auch die Möglichkeit einer musikalischen Betätigung. Die Dirigentenfrage trat von neuem bedrohlich ans Licht, als Ludwig Dietz sich entschloss, zur Wehrmacht überzuwechseln. Wilhelm Kamlah, der 1936 den Chor übernommen hatte, wurde nach relativ kurzer Zeit von der Partei abgelehnt. Nach dem glänzenden Erfolg des zweiten Lippoldsberger Sonntags erklärte mir der Propagandaleiter von Niedersachsen, Wilhelm Kamlah sei wegen seiner Frau, die einen nichtarischen Großvater besäße, nicht tragbar. Und dann, äußerst rücksichtsvoll: Er habe das Fest nicht stören wollen, darum habe er bis dahin geschwiegen. Der Hannoversche Propagandaleiter sagte noch, ich solle mich bei dem Leiter der Reichskammer, Peter Raabe, beschweren; er könne nicht anders handeln.

Das tat ich und hatte dann die Gelegenheit, bei einem Gespräch mit ihm in der "Krone" den Fall "Kamlah" vorzutragen. Er gestand den Unsinn ein, Kamlah wegen der nichtarischen Abstammung seiner Frau als Dirigenten abzulehnen, und versprach, den Fall zu regeln. Das geschah dann auch, aber aus irgendeinem Grunde übernahm Wilhelm Kamlah den Chor nicht wieder. In die so entstandene Lücke sprang Walter Blankenburg, damals Pfarrer zu Vaake an der Weser. Mit dem Chor erreichte er die schönsten Leistungen. Neben ihn trat Georg Brandt vom Landschulheim in Holzminden und übernahm die Leitung des Orchesters. Er war es, der die AOV zu einem neuen Aufblühen bringen sollte.

Ein paar Jahre zuvor hatte Hermann Diener mit seiner Aufführung der "Kunst der Fuge" von Johann Sebastian Bach großes Aufsehen erregt. Er arbeitete mit einem kleinen, einem Kammerorchester. Nun stellte Georg Brandt uns die gleiche Aufgabe. Bereits 1937 erklangen die ersten Fugen in der Lippoldsberger Klosterkirche. Mit unendlicher Mühe schrieb Georg Brandt sie aus der Partitur heraus, Mitglieder des Orchesters kopierten sie. Doch ehe wir uns an die große Aufgabe heranwagen durften, die ganze "Kunst der Fuge" aufzuführen, erarbeiteten wir als gewisse Vorschule zunächst das "Musikalische Opfer". 1939 war es dann so weit, dass wir das ganze Werk aufführen konnten. Professor Hermann Zenk führte die Hörer in das gewaltige Werk ein. Wieder war die AOV auf einem "Gipfel" ihrer Leistungen angekommen, doch es war mit dem Ende der Aufwärtsbewegung identisch, denn – ich wiederhole schon Gesagtes - der Krieg brach aus, Anfang September 1939. Georg Brandt blieb uns zunächst erhalten. So konnte da Leben der AOV, wenn auch in bescheidenen Grenzen, weitergehen. Es wurden Programme erarbeitet, die jeweils einem Komponisten gewidmet waren. In

der historisch gegebenen Folge erklangen so an einem Abend Werke von Franz Schubert, danach Robert Schumann und schließlich Johannes Brahms. Außer den Streichern, die vorwiegend Kammermusik boten, musizierte der Chor, der allerdings bald kriegsbedingt sich zu einem reinen Frauenchor umwandelte. Aber es gibt ja herrliche Werke der Romantiker für Frauenchor. Eine große musikalische Leistung Georg Brandts war das "Rondo brillante" von Schubert, was er und seine Kollegin Erika Bischoff aus dem Landschulheim im Solling auswendig spielten.

Ende Dezember 1939 wurde ich vom Militär entlassen und konnte wieder bei der AOV mitwirken. So wurde es möglich, dass wir statt der Händelfestspiele ein Konzert zum Gedenken der "Rodelinde-Aufführung" veranstalten konnten. Martha Schilling und Paul Gümmer sangen einige Arien und sodann das Duett "Einen Kuss nur". Die Arien, verschiedenen Opern entnommen, weckten wehmütige Erinnerungen an Vergangenes. Es war das letzte Konzert, das Georg Brandt geleitet hat.. Wie uns durch den ersten Weltkrieg Robert Staiger genommen wurde, so er durch den zweiten Krieg. Die russische Erde hat ihn behalten, und uns blieb nur das Andenken an ihn und an die für uns so große Zeit seines Wirkens. Mit seinem Fortgang verstummte auch der Chor.

Ende der Zwanziger Jahre war Ludwig Doormann nach Göttingen gekommen und hatte seiner Stadtkantorei ein immer größeres Wirkungsfeld erobert. Damals fand sich eine ganze Anzahl von AOV-Mitspielern bereit, in seinem Oratorienorchester mitzuwirken. So kam es, dass Doormann nach der Einberufung von Brandt auch die Leitung der AOV übernahm. Vom Sommer 1941 bis zum Frühjahr 1943 fanden unsere Konzerte unter seiner Stabführung statt, bis auch er einberufen wurde.

Obwohl der Krieg immer schlimmere Folgen annahm und es immer schwieriger wurde, den Musizierbetrieb aufrecht zu erhalten, wurde dies mit großem Eifer von den Zurückgebliebenen versucht. Ich persönlich war im August 1942 neu eingezogen und nach Blankenburg beordert worden. Als eigens für das Militär ein Konzert des Niedersachsenorchesters in Blankenburg stattfand, lernte ich Karl Münchinger kennen. Bei einem Gespräch nach dem Konzert stellten wir viele Gemeinsamkeiten in Bezug auf Musik und Musizieren fest. Nach diesem lebhaften Gedankenaustausch war Münchinger gern bereit, die Leitung unseres Orchesters zu übernehmen, zumal sein Orchester wegen der ständigen Lustangriffe auf Hannover nach Einbeck verlegt wurde, von wo aus die Fahrt nach Göttingen ein Kinderspiel war. Leider wurde unser neuer Dirigent krank und konnte die Proben für das erste Konzert im Februar 1944 nicht durchführen. So geschah es, dass ich als erstes und einziges Mal, den Bassbogen mit dem Taktstock vertauschte und sowohl bei den Proben als auch während des Konzertes dirigierte. Trotzdem berichtete der Kritiker: „*das Orchester sang das Lob des abwesenden Dirigenten.*“.

Kaum vorstellbar, aber tatsächlich wurden im Juli von der Kreisleitung die "Göttinger Händeltage 1944" veranstaltet. Einer Einladung des Kreisleiters folgend war auch der Präsident der Händelgesellschaft, Herr Walter Meyerhoff, erschienen. Nach der Eröffnung der Sitzung wandte sich der Kreisleiter zuerst an seinen erlauchten Gast, um zu fragen, was die Händelgesellschaft anzubieten habe. Dieser öffnete seine Aktenmappe und legte seine Pläne vor. Als der Name "Fritz Lehmann" erklang, fiel der Kreisleiter dem Präsidenten ins Wort: Lehmann sei untragbar. Er selbst und die Partei lehnten ihn ab. Darauf Meyerhoff: „Das Material (einer bisher nicht ausgeführten Oper) gehört Herrn Lehmann und ist an ihn gebunden. Daher erübrigt sich wohl meine Anwesenheit“.

Damit packte er sein Material ein, machte seine Verbeugungen und verließ den Raum. Nun wandte sich der Kreisdirektor an mich: „Die AOV wird dann wohl auch nicht mitmachen?“ – „Doch“, antwortete ich und entwickelte anschließend meinen Plan. Es sollte zwei Konzerte geben, die durch ihre Programme, in denen auch Werke von Händel vorkamen, den Namen „Händeltage“ rechtfertigen würden. Für eines dieser Konzerte war die Cembalistin Edith Picht-Axenfeld gewonnen worden, deren hervorragendes Spiel zu dem großen Erfolg des Abends beitrug. Die Möglichkeit dieser Konzerte war schon an sich ein großes Wunder zu einer Zeit, da der Krieg fast jedes öffentliche Leben erstickte. Als ich mich nach dem zweiten Abend vor dem "Hotel zur Sonne" von Karl Münchinger verabschiedete, wussten wir beide, dass dieser Augenblick auch für ihn einen mindestens vorläufigen Abschied von

seiner Musik bedeutete, musste er sich doch unmittelbar nach unserem Konzert bei der Wehrmacht melden.

Es war erstaunlich, dass bald nach dem Zusammenbruch im Jahr 1945 bereits Schritte unternommen wurden, die Akademische Orchestervereinigung wieder aufzubauen. Die Militärregierung erlaubte zunächst ein Zusammenwirken von 20 Spielern; bald darauf wurde die Zahl auf 40 erhöht. Schon Mitte Juli 1945 konnten wir mit den Proben beginnen. Ludwig Dietz, vom Militär entlassen, konnte die AOV wieder leiten. Das war ein glücklicher Zufall, aber ein noch glücklicherer war schon auf dem Wege: Bei der <Neueröffnung der Universität wurde die Akademische Orchestervereinigung ganz offiziell als das collegium musicum instrumentale der Göttinger Hochschule anerkannt und dem Musikwissenschaftlichen Seminar angegliedert. Zunächst fanden die Proben noch im Studentenheim statt, aber am 1. Oktober 1945 konnten wir in den Musiksaal der Universitätsaula einziehen. Damit hatte sich unser langjähriger Wunsch nach einem richtigen, nicht nur vorübergehenden Heim erfüllt. Zu den alten Mitgliedern, soweit sie die Kriegsjahre lebend überstanden hatten, fanden sich so viele neue, dass wir ein zweites, ein Nachwuchsorchester einrichten mussten. Da auch die Militärregierung in der Universitätsaula untergebracht war (ein wahres Glück für die Spieler!), hatten wir die Freude eines warmen Probenraumes, was viele unserer passiven Mitglieder verlockte, an unserem Proben zuhörend teilzunehmen. Das Orchester war auf seltener Höhe. Schon vor dem Einzug in das Aulagebäude konnte am 18. September ein Konzert stattfinden, das wegen des großen Zuspruchs am nächsten Tag wiederholt werden musste.

Der Aufbau, ein Wiederaufbau nach dem zweiten Weltkrieg, war also gelungen. Den Semesterbericht vom Winter 1945/46 hatte ich noch unterzeichnet. Bald aber wurde ich von der Militärregierung als "belastet" abgelehnt; ich habe nie erfahren, wer damals gegen mich gearbeitet hat. Ich durfte beruhigt den Vorsitz in andere Hände legen ohne mir Sorgen um die Zukunft meiner geliebten AOV zu machen, denn es waren viele frühere Probleme durch die erneute enge Verbindung mit der Universität gelöst worden. Ein weiteres, wahrscheinlich letztes Problem sollte sich auch noch lösen. Es war das des Dirigenten. Wir können es der Universität gar nicht genug danken, dass sie bei der Wahl des Musikdirektors dessen Einstellung zum Orchester und seine Fähigkeiten, es zu leiten, stark in Rechnung stellte. Bei einem jeden Probespiel für das Amt des Musikdirektors wurde jetzt der Wunsch der AOV weitgehend berücksichtigt. Die neue Ordnung sollte auch unsere finanziellen Probleme mit einem Schlage lösen, und so stand einer rein musikalischen Betätigung aller für die Zukunft nichts mehr im Wege.

Dem Universitätsmusikdirektor obliegt neben der Betreuung und Leitung des Orchesters auch diejenige des "Akademischen Chores". Dieser scheint mir – ich sage es in stolzer Bescheidenheit – ein späterer, anspruchsvollerer und durch seinen Umfang zu vielfacherer Verwendung geeigneter Nachfahre des bescheidenen "Kammerchors der AOV" zu sein, den wir vor vielen Jahren gründeten um die schöne Lippoldsberger Kirche nicht nur mit Orgel- und Orchestermusik zu füllen.

Ich komme zum Schluss. Dankbarkeit bewegt mich, wenn ich zurückdenke an den bescheidenen Anfang der AOV, die kleine Zahl von Studenten, die im Café Hapke gemeinsam zu musizieren sich anschickten. Jetzt ein auch mit Bläsern fast vollbesetztes Orchester, das sich an schwere und schwerste Werke heranwagt und sie mit größtem Erfolg musiziert. Ihm zur Seite ein großer leistungsfähiger Chor begeisterter Sänger, auch sie allen an sie gestellten Aufgaben gewachsen.

Es war eine Freude, diese Entwicklung zu verfolgen. Zu spüren ist, dass der Idealismus der Begründer nicht vergangen, sondern ohne, dass die Heutigen von ihm etwas wissen, noch lebendig ist. Er drückt sich auch im Spiel aus und überträgt sich auf die Zuhörer, die von der Hingabe des Orchesters an die jeweils gespielten Stücke mitgerissen werden. Wie sehr zeigt der kaum enden wollende Beifall: Er gilt unserem hervorragenden Dirigenten Hermann Fuchs, den Spielern, den Sängern; sie alle verdienen diesen Beifall. Man sollte aber diejenigen nicht vergessen, welche die Lasten getragen: der Organisation, der Beschaffung und Verwaltung von Noten und Instrumenten, des Schriftverkehrs mit

den Behörden, Gönnern und passiven Mitgliedern, vor allem auch der nur spärlich gefüllten Kasse, nun schon über 75 Jahre lang!

Ein mir sehr am Herzen liegender Dank geht an die Familien, die auch ihre Opfer bringen mussten, wenn einer ihrer Angehörigen oft, sehr oft, nicht im trauten Heim, sondern bei der AOV die Abende zubrachte, zubringen musste, weil irgendein Konzert "drohte". Und auch nach dem Ende der Proben eilte man nicht etwa sofort nach Hause... .

Und dabei denke ich besonders an meine eigene Frau und meine Kinder, die meine Liebe zur AOV haben mit- und ertragen müssen, viele Jahre lang.